

# Das Goldene Zeitalter ist vorbei

## Perspektiven

**Wir brauchen kein Zurück zur Sachsen-, Ost- oder Deutschtümelei – bei einer gleichzeitigen Abwertung des Fremden. Sondern eine neue Fundamental-Debatte.**

VON THOMAS AHBE

Im Goldenen Zeitalter des wohlfahrtsstaatlichen Kapitalismus gingen Massenproduktion und Massenkonsum Hand in Hand. Die politische Entscheidung für die keynesianische Wirtschaftspolitik ermöglichte später staatliche und langfristige Investitions- und Beschäftigungspolitik. In Nordamerika war das einst das Rezept, die Systemkrise an der Schwelle zu den Dreißigern zu bewältigen. 1945 in Westeuropa, nach der kontinentalen Herrschaft von faschistischen und autoritären Regimes, dem Terror der nationalsozialistischen Besatzung und den Kriegszerstörungen war die Lage für den Kapitalismus noch dramatischer. Denn für breite Kreise der Gesellschaft waren sozialistische Ideen attraktiv geworden, in Deutschland bis ins Ahlener Programm der CDU 1947 hinein. Zudem begann sich in Osteuropa eine Systemalternative zu etablieren. Die Erneuerung der „gesellschaftlichen Lizenz“ für den Kapitalismus, wie es der Soziologe Wolfgang Streeck formuliert, war nicht selbstverständlich. Das ließ sich nur durch erhebliche Modifikationen des Vorkriegszustandes bewerkstelligen. Staatliche Konjunkturpolitik und Wirtschaftsplanung sicherten Wachstum, Vollbeschäftigung, sozialen Ausgleich. „Nur unter diesen Bedingungen, also im Dienst und unter dem Primat politisch definierter sozialer Zwecke, ließ sich eine wiederbelebte Profitwirtschaft nach dem Ende der Kriegswirtschaft in eine stabilisierte, gegen faschistische Rückschritte und stalinistische Versuchungen gefeierte liberale Demokratie einbauen.“

Die unter dem Druck der historischen Nachkriegskonstellation „arrangierte Zwangsheirat zwischen Kapitalismus und Demokratie“ bezeichnet der britische Politikwissenschaftler Colin Crouch als den „Augenblick der Demokratie“. Die damals noch klareren programmatischen Differenzen zwischen den Parteien erlaubten die Wahl für diesen oder jenen Entwicklungspfad innerhalb des kapitalistischen Gesamtsystems. Mit dem Umbruch zu den 1970er-Jahren begann der Umschwung zu einer neoliberalen Wirtschaftspolitik. Bald erodierte auch der Sozialstaat. Zudem verloren sich immer mehr Momente, die zur Demokratie gehören, ohne dass das Gesamtsystem aufhörte, eine Demokratie zu sein. Es gab zwar Wahlen, aber die Wahlbeteiligung ging seit den 1960er-Jahren (in Deutschland seit den 1970er-Jahren) stetig zurück.

Man konnte und kann verschiedene Parteien wählen, aber ihre politische Kommunikation und ihre Entscheidungen variierten wenig. Das Volk ist zwar noch der Souverän, aber die von ihm gewählten Re-



August der Starke ist eine beliebte Bezugsfigur für Sachsen, die sich und ihre Region für „besser“ als andere halten. Foto: Robert Michael

gierungen können oder wollen in der Auseinandersetzung mit den heute global agierenden Wirtschaftsakteuren immer weniger in die Waagschale werfen. Stattdessen schwärmt man der Bevölkerung vor, dass ein schlanker Staat und die Senkung der Steuern gut für sie sei. Das Diktum von Angela Merkel aus dem Jahr 2011, dass die Demokratie „trotzdem auch marktkonform“ sein müsse, illustriert die neuen Verhältnisse im Kräfterdreieck von Kapital, Lohnabhängigen und dem Staat.

Owohl das Goldene Zeitalter also schon seit Langem vorbei ist, spielt es heute dennoch eine Rolle. Denn es ist für das kommunikative Gedächtnis der westlichen Gesellschaften, also in den Vorstellungen der heute Lebenden, immer noch maßstabbildend. Man hat ja nur die Geschichte und Erinnerungen der Eltern und Großeltern, welche in der sogenannten „Ersten Welt“ – den Staatssozialismus rechnete man nicht dazu – ein Niveau von Kapitalbildung, Konsum und Ressourcenverbrauch ermöglichte, das es anderswo auf der Welt nicht gab. Das ist vorbei. Die Facharbeiter, die Angehörigen des öffentlichen Dienstes und die kleinen Selbstständigen in Westeuropa und Nordamerika spüren, dass ihre Welt in Schiefelage gerät. Wie einst sehen sie aber in den Regierungen die Vertreter des Allgemeininteresses, die Arbeitsplätze schützen und durch Investitionen in Bildung und Infrastruktur den gesellschaftlichen Reichtum sichern sollen. Doch der schlanke Staat, der abgemagerte Sozialstaat, zuckt immer öfter mit den Schultern.

Das ist einer der Gründe für Verbitte- rung, rechtspopulistische Demokratie-Verachtung und Hass auf die Eliten sowie den Ruf nach raschen und radikalen Lösungen, wie der Rückkehr zu den vergangenen Steuerungskompetenzen im national-

staatlichen Rahmen. Mit seiner rassistischen und xenophoben Ausrichtung versucht dieser Populismus die Grenzen zwischen versorgungsberechtigten „Einheimischen“ und den nicht versorgungsberechtigten „Fremden“ zu verschieben und die eigene Gruppe zu privilegieren.

All das ist bei vielen Ostdeutschen auch so, manches kommt aber noch hinzu. Als sich die Ostdeutschen nach einer guten Dekade in der globalen ersten Welt hinlänglich etabliert hatten, hatte sich aber der Gegenstand ihrer langjährigen Sehnsucht oder Beobachtung tiefgreifend geändert. Zwar genossen die Ostdeutschen nun auch fundamentale politische Rechte und Freiheiten, und – hier schon abgestuft – den Zutritt zum internationalen Arbeits- und Konsumentenmarkt. Aber ihre enormen Anstrengungen und Anpassungsleistungen brachten ihnen jedoch oft nur magere Erträge und wurden zudem auch kaum gewürdigt. Stattdessen feiern die politischen Eliten die Vereinigung als ihre Erfolgsgeschichte. Die Ostdeutschen selbst sehen nach einem Vierteljahrhundert den Beitritt zu 47 Prozent „für sich persönlich als Gewinn“. Auf der symbolischen Ebene ist man noch zurückhaltender: Nur ein Drittel betrachtet sich als „richtiger Bundesbürger“, der jüngste Sachsen-Monitor spricht von 44 Prozent, die sich als „Deutsche zweiter Klasse“ sehen.

Zu diesen Befindlichkeiten trägt bei, was der Soziologe Raj Kollmorgen als „Subalternisierung“ der Ostdeutschen bezeichnet. Immer noch werden die Ostdeutschen überwiegend von West-Eliten regiert. So bleibt das vereinigte Deutschland in gewisser Beziehung doch noch gespalten: in westdeutsche Behördenchefs und ostdeutsche Angestellte, westdeutsche Vermieter und ostdeutsche Mieter, westdeutsche Generäle und Obristen und ostdeutsche Unteroffiziere und Soldaten, westdeutsche

Richter und Staatsanwälte und ostdeutsche Kläger oder Angeklagte, in westdeutsche Minister und Staatssekretäre und ostdeutsche Chefredakteure und Intendanten und ostdeutsche Medienrezipienten, die sich und ihre DDR-Vergangenheit in einseitiger Weise dargestellt haben oder sehen.

Ministerpräsident Kurt Biedenkopf strebte mit seinem Amtsantritt die Errichtung eines konservativen Musterlandes nach dem Vorbild Bayerns an. Zahlreiche Posten in Politik, Verwaltung, Kultur und Wissenschaft wurden mit konservativen, oft aus Bayern importierten Akteuren besetzt. Seine Landtagsrede zum Haushalt 1999/2000 trug den Titel „Wir sind nicht der Osten, wir sind Sachsen“. Die wichtigsten Identifikationsangebote der CDU Sachsens sind bis heute sächsischer Patriotismus und Heimatliebe, Erfindergeist und Ingenieurskunst und schließlich barocker Glanz und die Kunstbesessetheit der Residenzstadt Dresden. Sächsischsein fungiert oft noch als Politikersatz.

Doch statt der alten Überhöhung des Eigenen, Sächsischen, Ostdeutschen und Deutschen brauchen wir eine neue Debatte. Nicht einfach nur um „Ausländer“, sondern um die gerechte Zuteilung von Lebenschancen, was durch die Hartz-IV-Gesetze noch drängender ist. Diese Gesetze haben nicht gehalten, was sie versprochen, und stattdessen in der Arbeiter- und der unteren Mittelschicht ein diffuses Klima der Angst und Aggressionsbereitschaft verbreitet. Die deutsche Heimat hat vielen Menschen das Gefühl entzogen, dass sie noch dazugehören, dass sie auch jemand sind, auf den es ankommt. Und jene haben ihrerseits der Demokratie eine mehr oder weniger stille Kündigung ausgesprochen.

Es ist genau diese Stimmung, die die praktischen Probleme der unterfinanzierten Kommunen bei der Integration von Migranten und Geflüchteten zur Quelle permanenter Empörung machen. Mancher Politiker tut so, als würden „konsequente Abschiebungen“ jenes Feuer löschen, das schon vor 2015 schwelte. Doch das Grundproblem ist eben nicht die Integration oder Abschiebung „der Ausländer“, sondern die Frage, was dem reichen Deutschland die Reintegration der vielen, vor und nach 2015 an den Rand gedrängten Menschen wert ist. Die stille oder laute Abkehr vom demokratischen Konsens bedroht langfristig auch jene gesicherten, gebildeten und weltläufigen Milieus, für die die „Hartzler“ oder eben nun die „Populisten“ nur Gegenstand abschätziger Reflexionen sind.

## Unser Autor



■ **Thomas Ahbe** ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Der Essay basiert auf seinem Aufsatz „Aufbruch und Illusion“ im Band 133 der Dresdner Hefte zum Thema „Wie die BRD nach Sachsen kam“, u. a. mit Beiträgen von Friedrich Dieckmann, Beate Mitzscherlich und Karl-Siebert Reitzberg.  
■ **Unter dem Titel Perspektiven** veröffentlicht die SZ kontroverse Texte, die zur Diskussion anregen sollen.

Immer noch werden die Ostdeutschen überwiegend von westdeutschen Eliten regiert.

## Das große Volksfest

Das Dixieland-Festival offenbart sich in diesem Jahr vor allem als Musik-Event. Die kleinen Konzerte zum Zuhören fehlen. Aber das gehört zum Konzept.

VON PETER UFER

Links und rechts des Blauen Wunders feierten am Donnerstagabend in Dresden Hunderte Menschen bei Wein, Bier, Brezel und Bratwurst Dixieland. Im Schillergarten tanzte man bis in die Nacht zu den Klängen des Oldtimejazz. Großer Jubel, als die Schiffe der Riverboat-Shuffle an ihnen vorbeischipperten, hupten und kleine Feuerwerke blitzten. Nur das Salon-Schiff „Cosel“ fehlte, es blieb mit Motorschaden an der Brühlischen Terrasse liegen.

Diejenigen, die Karten für das Schiff gebucht hatten, waren natürlich enttäuscht, aber letztlich klingt es im Dresdner Zentrum bis zum Sonntag überall nach dem populären New-Orleans-Jazz. Da stört ein liegen gebliebenes Boot wenig. Die musikalische Schiffsfahrt steht dennoch symbolisch für das Festival, das Dixieland im Zoo genauso bietet wie Dixie in der Straßenbahn zur Strandrundfahrt, im Brauhaus, im Biergarten, im Hauptbahnhof, auf dem Frühjahrsmarkt, auf der Jazzmeile am Sonnabend und Sonntag in der Prager Straße, der Oper-Air-Gala am Sonntag in der Freilichtbühne Junge Garde oder der Dixie-



Für Stimmung sorgte bei der Riverboat-Shuffle auch die Sunshine Brass Band auf der MS „August der Starke“. Foto: Ronald Böns

Parade durchs Zentrum. Es gehört schon immer zum Profil des Festivals, seine Stärke als musikalisches Volksfest auszuspielen. Dieser 48. Jahrgang zeigt sich besonders als öffentliche Jazz-Party, die die Stadt belebt. Die positive Energie der harmonischen Melodien bringt Stimmung ins oft grauhaarige Publikum, das dankbar den Rhythmus aufnimmt und gern mithüpft, auch wenn die Hüften nicht mehr die jüngsten sind. Konzerte für den reinen Hörgenuss ohne Wurst und Bier verlieren sich jedoch gegenüber den groß zelebrierten Open-Air-Spektakeln. Doch als Event funktioniert Dixieland wohl noch am besten.

Die reinen Konzerte samt Moderation fanden am Freitagabend im Kulturpalast und im Jazzclub Tonne statt. Der Boogie-Woogie-Swing-Abend im Dresdner Flughafen fällt ebenfalls unter die Kategorie heiteres Beisammensein. Am Sonnabend spielen Brassbands im Rundkino, es findet das Große Konzert im Kulturpalast sowie die Jazznacht im Italienischen Dörfchen statt, und die Tonne bietet Chicago-Jazz. Am Sonntag geht es dann wieder raus auf die Plätze und Straßen. Vielleicht ist das Konzept genau das richtige, um sich mit guter Laune anzustecken, Trübsal wird genug geblasen. Dixie helau!



**Lust auf mehr?**  
Wo dieses Logo steht, wird die SZ lebendig – mit der App **DDVplus**. Wie? Das erfahren Sie unter [www.ddvplus.de](http://www.ddvplus.de) – Wenn Sie das Foto scannen, läuft ein Video der Boat-Shuffle.

## Dein Freund und Mörder

Daniel Minetti kommt bei „Bewerbungen“ am Hoftheater Weißig nicht mehr nett und arglos durch die Revolution.

VON MARCEL POCHANKE

Ein riesigen Fleischwolf hatten sie im Hoftheater Dresden-Weißig bei der Premiere nicht auf die Bühne geschoben – so geschehen bei der Uraufführung von „Bewerbungen“ Mitte der 80er-Jahre. Damals in Nürnberg, wie am Donnerstagabend in Dresden, war der Autor Rolf Schneider persönlich vor Ort. Und gestand: Die Aufführung in Dresden sei „vielleicht die schönste“, die er erlebt habe. Nun gehört das auch zur berufseigenen öffentlichen Schmeichelei, gerade am Premierenabenden, dazu kommt die herzliche Verbundenheit von Rolf Schneider und Hoftheater-Regisseur Helfried Schöbel.

Dem Schriftsteller imponierte aber vor allem, dass dem Text inszenatorisch nicht viel angetan wurde, anders als seinerzeit in Nürnberg. Mehr als ein Bücherregal mit ein paar Requisiten darin wird der Präsenz von Daniel Minetti auf der Bühne nicht hinzugefügt. So ist das Ein-Personen-Stück „Bewerbungen – Geheimdienstakte Joseph Fouché“ vor allem als roter Teppich für den Schauspieler konzipiert. Oft haben er und Regisseur Schöbel bereits zusammengearbeitet, mehrfach bei Werken von Schneider. Die „Bewerbungen“ sind eine Samm-

lung von moralischen Unerhörtheiten und Lügen, die Minetti mit vergnügtem Ernst zum Besten gibt. Es geht dabei um die bemerkenswerten und auf Tatsachen beruhenden Lebensgeschichte von Joseph Fouché.

In einer Abfolge fiktiver Bewerbungsgespräche offenbart sich der opportunistische Mistkerl, der zum Auftakt eine kirchliche Dienststelle anstrebt, um „alle Kräfte für die Vervollkommnung meines christlichen Glaubens“ aufzuwenden. Ein Jahr später, es ist 1789, berichtet er von der Verachtung, die er für die Kirche seit jeher empfunden habe: „Es lebe die Revolution!“ Schließlich gilt es, auf der richtigen Seite zu stehen. So kommt Fouché nicht nur heil durch die Wirren der Französischen Revolution und des Terrors, sondern trägt, wo es nutzt, sein Scherflein dazu bei. Er wird zum Minister und zweitreichsten Mann Frankreichs und macht in seiner Beflissenheit auch vor Gott nicht halt.

Daniel Minetti ist dabei in seinem Element, ohne Hast fordert er mit stimmlichem Feingefühl die Reaktionen des Publikums heraus. Und schließt einen Kreis. Als er 1982 unter Wolfgang Engel in Dresden in „Dantons Tod“ spielte, erinnert er sich, habe er nur eine langweilige, arglose Rolle abbekommen. Jetzt also noch einmal Französischer Revolution, und er hat den Abend für sich allein. Bieder und arglos braucht er dieses Mal nicht zu sein.

■ Wieder am 26. 5. und 9. 6., je 20 Uhr: Kartenvorverkauf donnerstags, 16 bis 18 Uhr am Hoftheater oder u. a. beim SZ-Ticketservice im Karstadt, Tel. 0351 8611650